

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Montag 23. Dezember 1895.

Seiner Bureau: Berlin SW, Fernburgstraße 3.

Die Halle'sche Zeitung

Landeszeitung für die Prov. Sachsen und die angrenzenden Staaten

mit den Gratis-Beilagen: Amtliche Bekanntmachungen für den

Zaalkreis (wöchentlich)

Illust. Unterhaltungs-Welt (wöchentlich)

Landwirthsch. Mittheilungen (wöchentlich)

Halle'scher Courier (täglich)

Parlamentsberichte, amtliche Verordnungen erscheint wöchentlich 12 mal und bringt ihnen täglich stoff ge...

In den Landwirthsch. Mittheilungen werden unter der Redaction des Herrn

Landes-Deconomerath von Wendel-Streufels alle eingehenden landwirthsch. Anfragen der Abonnenten beantwortet.

Die „Halle'sche Zeitung“ besitzt das taufkräftigste Lesepublikum in Stadt und Land und ist daher für alle Anzeigen von durchschlagendem Erfolg.

Beilagen auf die 12 Mal wöchentlich erscheinende „Halle'sche Zeitung“ mit sämtlichen Beilagen werden von allen Postämtern zum Preise von 3 M. pro Quartal...

Den hinstreichenden Abonnenten erhalten auf Verlangen vom Tage der Bestellung ab bis zum 31. December d. J. die Halle'sche Zeitung gegen Entnahme der Abonnements-Liquidation gratis geliefert.

Im rechtzeitigen Erneuerung des Abonnements bittet die Expedition der „Halle'schen Zeitung“.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Halle a. S., Leipzigerstraße 87.

Der Kampf gegen die Sozialdemokratie.

Das scharfe Vorgehen gegen die sozialdemokratischen Führer und Agitatoren auf Grund der geltenden Gesetze wird auch in Kreisen, die sonst gewöhnlich als staatsbehaltend gelten müssen, gemißbilligt. Man behauptet energisch, durch Polizeimaßregeln könne man die sozialdemokratische Bewegung nicht schwächen, sondern werde man sie härteren, andererseits, die Sozialdemokratie könne erfolgreich nur durch weitgehende soziale Reformen bekämpft werden.

Beide Meinungen sind unferes Erachtens irrig. Schon heute lehrt der Augenschein, daß die sozialdemokratischen Agitatoren, daß insbesondere die sozialdemokratischen Zeitungen infolge der scharferen Handhabung der Gesetzgebung sich einer weit größeren Wirkung befleißigen, als in den vorangegangenen Jahren. Die Befürchtung der leitenden „Genossen“ von einer üblen Wirkung der „Polizeimaßregeln“ ist namentlich in Hebel's Reichstagsrede zum Ausdruck gelangt; im übrigen aber möge man getroßt abwarten, welche Früchte das heutige Vorgehen gegen die Sozialdemokratie zeitigen werden.

Nirgends in der Welt herrscht staatslicherseits eine lebhafte Forderung für die Arbeiterschaft als in Deutschland; nirgends konnte die sozialdemokratische Bewegung ungehinderter sich entfalten als bei uns in den letzten Jahren; aber nirgends tritt die Sozialdemokratie vaterlandslöser, geschäftiger und herberdiger auf als innerhalb der deutschen Grenzen. Von Anerkennung der bestehenden fast riefenmächtigen sozialpolitischen Leistungen für die Arbeiter ist in der Sozialdemokratie keine Spur mehrzunehmen. Im Gegentheil kam man täglich die Beobachtung machen, daß die sozialdemokratischen Agitatoren diese Leistungen nicht nur zu verkleinern, sondern sie auch zu beschuldigen trachten. Welche man selbst des ganze Wirtschaftsprogramms der Sozialdemokratie, soweit es innerhalb der heutigen Gesellschaftsordnung“ erfüllbar ist, ausführt, so würden die leitenden und agitierenden „Genossen“ immer wieder neue Forderungen erheben und neue Motive auffinden, um die Unzufriedenheit der Arbeiterschaft rege zu erhalten.

Unter solchen Umständen erlaubt begründeterweise nicht nur der gute Wille der Reichsgenossen, auf die doch die Sozialreform in erster Linie sich richtet, zu weiteren reformmäßigen Fortschritten, sondern es drängt sich auch die Überzeugung Bahn, daß Alles, was für die Arbeiter geschieht, der sozialdemokratischen Partei und deren Anhängern zu Gute kommt. Erst kürzlich hat im Reichstage wieder der sozialdemokratische Vorführer sich behauptet, die sozialen Reformen seien bei uns in Deutschland nur aus Angst vor der Sozialdemokratie

unternommen worden. So unbegründet diese Behauptung ist, so vielfach findet sie unter dem sozialdemokratischen Anhang Glauben. Dieser Glaube aber muß zerstückt werden, die sozialdemokratischen Führer und Agitatoren müssen durch die Machtmittel des Staates belehrt werden, daß man sie und ihre Bekleren nicht fürchtet, sondern daß man ihnen falltätig aber energig zu begegnen weiß.

Auf die Arbeiter wird es zweifellos einen großen Eindruck machen, wenn klar erwiesen ist, daß der scharfe Kurs gegen die Sozialdemokratie auch von Bestand bleibt. Wird ihnen dann zugleich klargelegt, daß ihre Wünsche so lange ohne Erfüllung bleiben müssen, bis die sozialdemokratischen Führer und Agitatoren unerschütterlich gemadt sind, daß die Vertretung ihrer Interessen durch eine vaterlandlose revolutionäre Partei nur zu ihrem materiellen Schaden ausschlagen kann, dann werden sie sich besinnen, und eine Trennung der Arbeiter von den Sozialrevolutionären wird dann nicht mehr als undurchführbar sich erweisen.

Deutsches Reich.

* Der Kaiser leidet seit einigen Tagen an einer leichten Erkältung und mußte aus diesem Grunde am Sonnabend der Regimentsfeier bei dem ersten Garde-Feld-Artillerie-Regiment fernbleiben. Die Erkältung ist für ihn keine leichte.

* Der Kaiser hat dem 2. Garde-Feld-Artillerie-Regiment folgendes Telegramm geschickt: „Bei der 25. Wiederkehr des Gedenktages von Neuziget erinnere ich mich dankbar der ruhmvollen und entscheidenden Teilnahme der Stammbatterie des Regiments an den Kämpfen bei St. Privat, Sedan und vor Paris. Ich bin überzeugt, daß der kaiserlichen Geist, welcher solche Erfolge erzwang hat, im Regiment stets fortleben wird.“

* Der preussische Landtag soll am 15. Januar einberufen werden. Es ist das der letzte Termin, bis zu welchem die Einberufung zu erfolgen hat. Wahrscheinlich für die Berufung unserer Parlamente ist immer die Fertigstellung des Voranschlags für den Reichs- bzw. den Staatshaushalt. Für die Aufstellung des Etats der Einzelstaaten ist der Haushaltsausschuss maßgebend; erst wenn dieser vorliegt, kann man sich ein Bild über die Gestaltung der einzelstaatlichen Finanzen machen. Die Unfertigkeit des Voranschlags wird, das ist wohl unleugbar, erhöht, wenn derselbe möglichst früh vor Beginn des Etatsjahres, für das er gelten soll, ausgefertigt ist. Aber muß denn gerade der Etat immer bei Beginn der Tagung des Reichstages vorliegen? Vielleicht würden unsere Parlamente doch mehr leisten, wenn man dieselben früher beriefe und vor Beginn des Etats mit anderen geeigneten Materialien befristete. Eine Reihe von Gesetzentwürfen war früh genug fertig gestellt, um dem Reichstage schon Anfang November unterbreitet werden zu können.

* Nachdem nunmehr auch der Entwurf eines Einfuhrabgesehen zum Bürgerlichen Gesetz viele an den Bundesrat gelangt und von diesem dem zutraglichen Ausschusse überwiesen worden ist, darf es als gesichert angesehen werden, daß die Entwürfe des Bürgerlichen Gesetzbuchs und des dazu gehörenden Einfuhrabgesehenes dem Reichstage im patetischen Ende Januar oder in den ersten Februartagen angehen werden. Dem Bürgerlichen Gesetzbuch wird nicht eine

Ein Weihnachtsabend an der Riviera.

Eine Skizze. Die Sonne war im Begriff, in ihr kühles Bett hinabzusinken. Mit einem letzten glühenden Blick verabschiedete sie sich die Thürme des Restaurants de la Nerovere, diesen kleinen Heerplatz im Mitteländischen Meere.

Während die Sonne gesunken war, wurde es lebendig in den Mäulen der Nerovere. Hatte man bisher plaudernd im Freien gesessen, Annaseta gegessen und Sekt oder Limonade getrunken, so lösten sich jetzt, beim Eintritt der bedeutend kühleren Temperatur, die einzelnen Gruppen auf, die warmen Umhänge wurden gelöst, und man machte sich bereit, den Winterweg in die Stadt anzutreten, wenn man es nicht vorgez, in der Nerovere zu bleiben.

An einem der kleinen Tische erlosch sich ein Paar, das unwillkürlich die Hände auf sich gelenkt hatte. Beide waren Geschwister, unverheiratet. Die beiden schlanken Gestalten, die beiden warmen braunen Augen. Er legte ihr vorzüglich das schlingende Mantelchen um die Schultern, — dann verließen sie den Garten. Man braucht doch eine gute Stunde, um von der Nerovere nach Nizza zu gelangen. Die Mäuler der Stadt winkten den tapfer ausdauernden Geschwistern erst wenig, dann immer größer und größer entgegen.

Der Hofen war bald umschritten, auf der Höhe machten sie Halt. „Weißt Du, Viktor, es ist doch schade, daß Paul all das Schöne nicht mitgehen kann, ich denke so oft daran. Wie viele gehen ungerührt an dieser Naturpracht vorbei, — er würde ganz übermäßig davon sein.“

Paul trat ganz in Dresden allgemein als der Verlobte Annaseta. Das bindende Wort war zwar noch nicht gesprochen, aber sie betrachteten es Beide von jeher als selbstverständlich, daß sie Mann und Frau wurden. Das schien so sicher, daß es nicht erst gesagt zu werden brauchte. Paul war kein Mann, der viele Worte machte. Er hielt immer lieber mehr, als er ver sprach. Seine alte Mutter war so stolz auf ihn, wie es nur

eine Mutter sein kann. Jährlich bringen Beide an dem vermalten Geschwistern. Nur immer liegen sie tiefer. Albert Viktor hatte ein anstrengendes Examen beendet, seine Gesundheit war etwas angegriffen, und der alte Sanitätsrath hatte ihm einen längeren Aufenthalt im Süden verordnet.

„Doch ohne Bücher, mein Freund,“ hatte er ihm gesagt, indem er ihm lächelnd drohte, „und in der besten Gesellschaft, nämlich in der Hofmas, sonst hilft die ganze Kur nichts, und dann dürfen Sie mir nicht gleich wieder kommen, — gerade wenn Sie merken, es geht Ihnen so recht gut, dann bleiben Sie mindestens noch ein paar Wochen, aus purer Dankbarkeit.“

Nachdem er sprach dem alten Fremde, alles behens zu befolgen, und mit Viktor erst heimzukehren, wenn die Schwälben wieder kommen.“

Tante Laura, die ihnen treulich die Wirthschaft führte, behagte darauf, zu Hause zu bleiben. „Weissen ist nur etwas für feine Leute.“ Bei dieser ansehnlichen Weisheit blieb sie.

Alle waren an der Bahn, als die Geschwister abreisten. Nolina fuhr so glückselig in die Höhe Welt hinein, daß sie Pauls betriebe Miene gar nicht bemerkte.

Der Abschied von der Geschwistern preste ihm das Herz zusammen. Würde sie ihn nicht vergessen, — bei all dem Neuen und Schönen, das ihrer wartete! Er würde nur zu viel Zeit haben, an sie zu denken.

Als die Thür des Coupes geschlossen wurde, sprang er noch einmal auf das Trittbrett, ergriff Nollmas Hand und drückte einen langen Kuß darauf, dann trat er zurück, wortlos. — Ein letzter Hiß, ein letztes Nicken, der Zug war seinen Blicken entkommen. — Eine Weile stand Paul noch an derselben Stelle, bis seine Mutter leise seinen Arm berührte. — Selten hatte Viktor bisher tief gefunden, dem Freunde einige Worte zu senden.

„Inferes Gedanken“, schrieb er gelegentlich, „sind oft bei Dir, doch mich Du auch ohne viele Briefe glauben. Ich fühle mich bedeutend ruhiger und Nolina ist sehr vergnügt. Sind wir erst wieder beisammen, dann sollst Du Dich nicht mehr über unter Stillhörsagen beklagen.“

Und Paul war zufrieden. Er arbeitete. In seinen freien Stunden nahm er sich wohl die Karte vor und verfolgte ihre Meile. Er fuhr mit ihnen in der Eisenbahn, schaute sie mit ihnen in Benedigs schwarzen Gondeln, besuchte Kirchen und Parks — aber bei all den Herrlichkeiten, das sahste er, wurde immer das Allerherrlichste, Bewundernswürdigste Nolina für ihn bleiben, und er lebte nur im Gedanken an ihre Mäuler. Aber daran dachten die Geschwister vollständig noch keineswegs. Das Dolce far niente im schönen Nizza behagte ihnen sehr. Und heutigam jetzt gerade die „Zarfin.“ Man war im Anfang December und in der Ferne winkten die Freuden des Martinevals.

Nollmas Tischnachbar bei den Mahlzeiten war ein junger Franzose, Mr. Martin, ein Westmann mit brechenen schwarzen Augen. Von den Geschwistern war er wohl ungerathen. Er wurde der Dritte im Bunde bei den Ausfahrten zu Wasser und zu Lande, und wenn Nolina es langweilte, den Klängen der Musik im Jardin public zu lauschen, wandelte er mit ihr auf der Promenade des Anglais, bis die Zeit kam, da man Toilette machen mußte zum Diner. Nolina unterwarf, wie ein Kind, vermögen mit Lächeln seine Schmeicheleien. Sie plauderte mit ihm, wie mit einem guten Freunde, und als er sie eines Tages fragte, ob ihr Herz noch frei sei, erklärte sie ihm die Geschichte ihrer jungen Liebe. Auf die Frage, ob denn der Mann ihrer Wahl auch wisse, was für ein reizendes Geschöpf sie sei, ob er es denn werth sei, einen solchen Schatz zu besitzen, schüttelte das junge Mädchen den fernen Freund in so breiten Worten, daß sie selbst darüber erlaunte. Es klang fast wie eine Vertheidigung.

Viktor theilte nicht ganz das Entziden seiner Schwester. Ein unheimliches Gefühl warnte ihn vor dem Fremden. Manchmal fragte er sich, ob es wohl so ganz nach Pauls Geschmack wäre, und was der wohl sagen würde, wenn er Nolina so lüthig und zufrieden sähe in Gesellschaft dieses Herrn Albert Martin. Dann verwarf er seine Gedanken wieder als phiblistisch. In dieser glücklichen, laudenden Natur, da mußte man sich freier bewegen, da durfte es nicht so eng gefühltschaffliche Grenzen geben, wie in der kleinen Stadt des kalten Nordens.

auf die Einzelheit eingehende Begründung beigegeben, wie es sonst üblich ist, sondern mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Umfang des Entwurfs nur eine allgemeine Grundgedanke darstellend, deren Ausarbeitung dem Reichstages obliegt, dessen Staatsrecht früher sehr eine Zeit lang der Vorherrscher der mit der Herleitung des Bürgerlichen Gesetzbuches betrauten Kommission gewesen ist. Das der Reichstag, wie früher vielfach angenommen worden, auf eine Kommissionsberatung dieser Entwürfe verzichtet wird, kann nimmer als ausgeschlossen betrachtet werden. Dagegen ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Mehrheit sich damit begnügen wird, nur einzelne Theile des Gesetzbuches, die noch viel unstritten sind, und deren Abänderung von großen Parteien verlangt wird, an eine Kommission zu verweisen. Da dies aber frühestens im Monat März geschehen dürfte, so ist kaum zu erwarten, daß die Kommission ihre schwierige und zeitraubende Thätigkeit noch in dieser Tagung wird beenden können. Es ist daher vorzuziehen, daß, ähnlich wie es für die im Jahre 1876 zu Stande gekommene Civilprozeß-, Kontrakt- und Strafprozeß-Ordnung, sowie das Gerichtsorganisationsgesetz der Fall gewesen ist, die Reichstagskommission für das Bürgerliche Gesetzbuch bis auf Weiteres in Bernahme erklärt werden wird, so daß sie auch über die gegenwärtige Reichstagsagung hinaus ihre Thätigkeit ununterbrochen würde fortsetzen können. Denn daß es möglich sein werde, den Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches noch in der laufenden Tagung zu verabschieden, ist nachdrücklich sehr unwahrscheinlich geworden, nachdem jede Aussicht auf die en-bloc-Aufnahme dieses Entwurfs vollständig geschwunden ist.

* Auch der schlesische Zweigverein der deutschen Hülfswortarten hat sich mit der **Uebersetzungsvorlage** beschäftigt. Er begrüßt den veröffentlichten Entwurf mit Dank und erkennt in dem Prinzipien derselben

1. in der **Erhebung der Ausfuhrprämie** den einzig möglichen Weg, die deutsche Industrie gegenüber den hoch nützlichsten Produkten des Auslandes konkurrenzfähig zu erhalten und nicht nur der Industrie, sondern auch der Landwirthschaft zu dienen.

2. in einer **Kontingenterziehung** das richtige Mittel, um eine Ueberschneidung einzuführen und dem Staate die nöthigen Einnahmen aus der Industrie herbeizuführen.

3. in der mit der **Erhebung des Ertrages** steigenden **Betriebssteuer** das Mittel, die Einnahmen in den Produktionsbedingungen der verschiedenen Industrie zu vermindern und die Konkurrenz niedrig genug zu bemessen, um eine Steigerung des Konsums nicht zu hindern.

Der schlesische Zweigverein stimmt diesen Prinzipien zu, wenn auch zur Vermeidung von Härten Anderungen einzelner Bestimmungen wünschenswerth sein möchten.

* Verschiedene Blätter glauben dieser Tage bereits einen anderen Ausbruch im Bereiche des Rheinlandes des Jahres zu erkennen, weil das vernünftige von Herrn von Keller an die amerikanischen Versicherungs-Gesellschaften gerichtete Verbot, weitere Verträge abzuschließen, zurückgenommen worden ist. Wie die „W. V.“ erfahren, ist davon keine Rede, sondern es ist die Gesellschaften, denen, wie sie sich den I. B. vom Minister der Finanzen und nicht von Herrn von Keller ertheilten Bestimmungen über Kontraktstellung und Zahlung nicht fügen wollten, nach und nach zurück, sie schlichtig sämtlich, daß der Reichstag, die wegen zeitweiliger Unterbrechung der Vermögenszahlung erloschen waren, nach Wiederaufnahme der Zahlungen wieder in Kraft zu setzen.

Italien.

Die Lage in **Nassau**. Die „Agenzia Stefani“ meldet aus Nassau vom 21. Dezember: Die in italienischen Diensten stehenden Eingeborenen, welche bei Anbo-Nalobi zu Gefangenen gemacht wurden, kehren, nachdem sie von den Soudan, die an Lebensmittel Mangel litten, freigelassen wurden, nach und nach zurück, sie schlichtig sämtlich, daß der Reichstag, die wegen zeitweiliger Unterbrechung der Vermögenszahlung erloschen waren, nach Wiederaufnahme der Zahlungen wieder in Kraft zu setzen.

England.

Der oberste Kriminalgerichtshof entschied am Sonnabend über Artors Berufung. Der Gerichtshof lehnte es ab, den Beweis führen des Anwalts Artors zuzulassen, in welchem dieser die französische Regierung beschuldigt, daß sie Artors Auslieferung zu erlangen suche, um ihn wegen politischer Vergehen zu bestrafen. Der Gerichtshof wies die Auslieferung Artors wegen Unklarheit der Verhältnisse zurück, beauftragte dagegen seine Auslieferung wegen Bankrotts, Diebstahls und Unterschlagung.

Arton wird ausgeliefert.

Und dennoch! War es nicht eigentlich seine Pflicht, über Nojina zu wachen! War er nicht verantwortlich für ihr Wohl und Wehe!

Sollte er sie nicht! Er konnte es nicht!

Ros ihrem kindlich frohen Gesicht schlossen sich seine Lippen.

Was Bezauberndes sah ihm ein. Nojina sollte von Allen umherberührt werden. Er schrieb an den Freund, nichts Bestimmtes. Aber Paul las zwischen den Zeilen. Eine sonderbar Angst ergriß ihn vor diesem Briefe Viktors, der halb überschwinglich war von brüderlicher Liebe und halb den Freund warnte vor allerhand Wollen, die am Himmel seines Glüdes heraufjelen könnten. Es gab nur einen schnellen Entschluß für ihn, den er Viktor gleich mittheilte.

Das Weihnachtsfest nahte heran. Viktor und Nojina hundert die Herrlichkeiten in den Käden, um ihren Leben dahin zu beneiden, daß sie nicht in der Ferne an sie dächten. Die schönsten Hosen und Weiden wurden in Aktien verpackt, den blühenden Sommer hinein in den rauhen Winter zu tragen.

Ein bißchen bangte wurde ihnen doch an diesem 24. Dezember. Zum ersten Male fühlten sie, daß sie im fremdem Lande weilten, inmitten anderer Sitten und Gebräuche.

Nojina war im Sessel zurückgelehnt, ein wenig ermüdet, in dessen Viktor unter irgend einem Vorwand ausgegangen war. Galt es doch jetzt die große Weihnachtsfeier für Nojina vorzubereiten.

Das junge Mädchen sah im Sessel zurückgelehnt und hatte die Augen geschlossen.

Sie dachte an Paul.

Sie versuchte es sich in Gedanken sein treues Gesicht zu vergegenwärtigen. Es gelang ihr nicht ganz. Etwas Fremdartiges schloß sich dazwischen. Es waren die Füße des Franzosen, die Pauls Bild in ihr verweilten.

Sie dachte an Paul vergessen? Liebt sie den Andern? — Sie waren, wie stets, bei Pauls Mutter. Die alte Frau hatte einen schönen Baum herausgehakt, und für jeden lag etwas bereit. Genüßliche Kostbarkeiten, aber man sah die Liebe hatte gewährt und hatte versucht, kaum gegelien

Anhang.
Der Gesundheitszustand des **Tronfolgers**.
Nach Mittheilungen aus Afrika Franco an der Riviera sollen die über den Gesundheitszustand des dort weilenden russischen Tronfolgers verbreiteten ungläubigen Nachrichten übertrieben sein. Ein Berichterstatter meldet, daß der Tronfolger die Marine-Uniform trug, wohl bleich und bager ausah, aber, vollkommen über jeder Bewegung, den Weg von der Landungsabtheilung der Flotte zum Bogen verhältnißmäßig rasch und nach allen Seiten grüßend zurückkehrte.

Türkei.

Aus Areta.

Auf der Flotte eingelaufene Meldungen aus Areta schildern die Lage als sehr ernst. Die türkischen Truppen, die dort in ungenügender Zahl stehen, erlitten wiederholt empfindliche Schlägen. Der Generalgouverneur von Areta verlangt wenigstens 16 Bataillone Verstärkung. Die Operationen gegen die Aufständischen in Beirut, welche vorgelagert die in ihren Händen befindlichen türkischen Gefangenen ermordehen, haben begonnen. Das Verbot, Mustafa Pascha habe Beirut gestrichelt, ist unbedeutend. Lieber die Situation in Beirut und Beirut fehlen seit mehreren Tagen Nachrichten, da aber etwa 200 Mann Truppen dort stehen, so erwartet man die Unterwerfung der aufständischen Deuten.

Zum englisch-amerikanischen Streitfall.
Nach den neuesten Nachrichten nimmt die finanzielle Krise, welche als unmittelbare Folge der Cleveland'schen Drohhöflichkeit ausgebrochen ist, ungeheure Dimensionen an. So besorgenswerth auch der allgemein wirtschaftlichen Standpunkt dieser Finanzkrise, durch die auch Europa in Mitleidenschaft gezogen wird, sein mag, so dürfte sie doch am ehesten dazu beitragen, die Chauntinien jenseit des Ozeans zur Vernunft zu bringen. Nach Telegrammen aus New York gleicht, wie wir schon am Sonnabend kurz mitgeteilt, die Panik an der dortigen Fondsbörse einer finanziellen Katastrophe. 400 000 Aktien wurden zu jedem Preise auf den Markt geworfen; nicht nur Spekulationsföhnen fielen, sondern auch viele der gebührenden Lebenshaltung verloren 10 pCt. am Werthe. Die New-Yorker Handelskammer hat ihre Geschäftstätigkeit verstopfen, da gewöhnlich wird, das Barzahl des Staats abzurufen.

Nach Berichten der Daily News aus New-York schätzt man die durch die Panik verursachten Verluste auf rund 1000 Millionen Dollars. Eine große Vermehrung der Goldausfuhr steht zu erwarten. Mehrere Londoner Blätter verzeichnen, wie ebenfalls schon bemerkt, ein Gerücht, wonach sich die Firma Northgold entschlossen hätte, fünf Millionen Pfund Sterling von den Vereinigten Staaten zurückzuziehen.

In den Vereinigten Staaten mehren sich denn auch gewichtige Stimmen, die auf die Selbstständigkeit und Vertheidigung der Cleveland'schen Politik hinweisen.

Professor Woolfen in New-York, die erste amerikanische Autorität für Völkerrecht, äußerte zu einem Interviewer: „Cleveland war über das Verbot, wenn er in seiner Drohhöflichkeit erklärte, der Streit zwischen England und Venezuela gefährde die nationale Sicherheit der Vereinigten Staaten. Er sagte da etwas, was, wie über Vereinigte Staaten, nicht richtig ist. Die Monroe'sche Doktrin hätte nicht die Wirkung, daß sie die Vereinigten Staaten vollständig bei Seite gelassen werden sollen. Der Präsident findet, daß sein Antrag auf ein Schiedsgericht abgelehnt wird, und dennoch findet er sich als Schiedsrichter an. Das Völkerrecht kennt jedoch eine Art von Schiedsrichtern, nämlich die von beiden Streitenden Parteien anerkannt. Allen im vorliegenden Falle hat keiner der beiden Streittheile den Präsidenten Cleveland zum Schiedsrichter ernannt, er aber veränderte, seine Entscheidung nöthigenfalls mit Gewalt durchsetzen zu wollen. Er ist somit kein Mediator, sondern ein Dictator. Der Präsident ging eben auf die Jagd, ohne einen Jagdschein gelöst zu haben.“

Professor Taylor von der Harvarder juristischen Fakultät schreibt in ähnlicher Weise:

„England und Amerika wissen sehr wohl, daß diese Streitfrage ohne Areta gelöst werden kann und wird. Was also diese Dinge zuzwischen, die beiden Parteien, die sich in der Streitfrage nicht einig sind, ist ein Verbrechen.“

Ueber die in deutschen Regierung kreisende herrschende Vertheilung des Falles wird von angesehenen inspirierten Seite folgendes geschrieben:

„Inwiefern die Ansprüche, die England an Venezuela geltend machen will, berechtigt sind oder nicht, ist eine Frage für sich. Aber die Ausdehnung der Selbstbehauptung der Monroe'schen Doktrin zu geben verurtheilt, hat aber ein allgemeines Interesse. Es sind hier die drei Elemente, die in der Cleveland'schen Drohhöflichkeit nur ein Wahlmanöver sehen möchten. Es ist ja nicht

Wünschen vorzukommen. Paul selbst hatte ihr Bücher geschenkt und Noten, wie glühdend war er gewesen über ihre Freude — und heute — alle die fremden Weiden — es wurde ihr ganz wehmüthig zu Sinn, nein, sie fühlte es, ihr Herz hing hing mit tausend Fäden an der Heimath — sie fuhr empor — hatte es nicht gelöst?

„Sie sie herein“ rufen konnten, ging die Thür auf, und Mr. Martin an Paul's Hand trat ein.

„Mein Bruder ist ausgegangen, Mr. Martin.“

„Ich bringe Ihnen nur das Buch, von dem wir eben geredet sprachen. Aber bitte, bleiben Sie doch sitzen.“

„Ich will nur die Vorhänge.“

„Lassen Sie nur, so kann ich Ihnen besser sagen, Nojina — er war vor ihr in die Kniee gesunken und hatte versucht, ihre Hand zu ergreifen. Sie war wie erstarrt im Schreck. Erst als sie seine Lippen auf ihrer Hand fühlte, kam ihr die Kraft ihn von sich zu stoßen — ehe er ein Wort der Entschuldigung sammeln konnte, war aus dem Zimmer geflohen. Er hätte, wie sie neugierig den Hiegel beobachtet. Da kam er zur Bestürzung. Seine Leidenschaft kam ihm plötzlich furchtbar lächerlich vor. Er murmelte einige verflüchtete Worte und mit trübseligen Aufschreien verließ er das Zimmer.“

Nach einer Weile schloß Nojina hervor, langsam nahm sie ihren alten Platz im Sessel wieder ein. Jetzt wußte sie, daß sie den Franzosen nie geliebt hatte, nicht hatte sich in ihr geregt als Born und Unwillen. Daß ihr das von einem fremden Manne geschehen dürfte!

Sie hielt schuldend den Kopf in den Händen, vergraben und hörte nicht, wie sie sich dem Zimmer näherten. Die Thür wurde aufgeschoben, Viktor! Aber nicht Viktor allein, hinter ihm noch jemand —

„Paul!“ — Unter Lachen und Weinen hing sie an seinem Galle —

Und dann ließ Viktor den Tisch schlingeln, denn sie wollten ihren Heiligabend ganz allein in ihrem Zimmer verbringen. Der glückliche Paul hielt seine Braut im Arme, die lobten alle Irrthümer ihres jungen Lebens reuig gebichtet, — und erröthend flüsterte sie ihm noch zu:

„Es ist doch quod, daß wir fortgerissen sind, denn sonst hätte ich vielleicht nie erfahren, wie sehr ich Dich liebe. Du böser, einziger Kerl...“

ausgeschlossen, daß auch Rückfichten dieser Art in die neueste amerikanische Literatur hinein auch als Abdruck nicht der das Wohlwollen des Präsidenten nur wirksam sein, wenn es an populäre Meinungen in den Vereinigten Staaten anknüpft, und das ist ohne Zweifel der Fall. Es handelt sich lediglich um die Wiederannahme der gegenamerikanischen Idee, die auf den Ausschluß der europäischen Sympathie hinausläuft. Unter diesen Umständen werden nicht nur die Vereinigten Staaten, sondern die der europäischen Staaten überhaupt durch die Drohhöflichkeit getroffen. Infolgedessen das der Fall ist, wird auch Deutschland der neuen Auffassung der Monroe-Doctrin widerprechen müssen.

Die Kampfkräfte der amerikanischen Arme ist durch zwei Kongressakte vom Jahre 1869 und 1870 auf 25 000 Mann festgesetzt. Zur Zeit beträgt der Effectivstand noch nicht einmal diese Höhe. Es zählen der Generalstab 392 Offiziere, das Vorpelagionswesen 58 Offiziere, 485 Mann, das Ingenieurstaff 121 Offiziere, 500 Mann, Kavallerie (10 Regimenter) 432 Offiziere, 6050 Mann, Artillerie 2300 Offiziere, 3875 Mann, Infanterie (25 Regimenter) 877 Offiziere, 12 125 Mann. Zwei Kavallerie- und zwei Infanterie-Regimenter bestehen aus Farbigen. Außerdem besitzt jede Ginepialität seine Militärtruppen. Unter diesen sind 44 Lebensjahre verpflichtet ist, so bezweckt sich die Gesamtstärke der amerikanischen Wehrkraft auf dem Papier auf etwa 9 Millionen (!) Mann.

Eine Unterredung, die Herr Senotay, bis vor Kurzem Minister des Auswärtigen der französischen Republik und belandlich Diplomat von Beruf, mit dem Reichsminister einer englisch-amerikanischen Delegations-Agentur hatte, enthält mehrere interessante Aufzeichnungen. Senotay weiß nichts von einer Umfrage, die Lord Salisbury bei den europäischen Regierungen gehalten haben soll, ob er die Note des Reichsministers Papad beantwortet. Auf die Frage, was Frankreich thun würde, wenn die Vereinigten Staaten sich in eine Grenzfrage zwischen Brasilien und Venezuela, freilich keine Grenzfrage, zu erziehen. Die Vereinigten Staaten hätten verurtheilt, zwischen beide Parteien einzuschreiten, in seiner Eigenschaft als Minister des Auswärtigen habe er, Senotay, sich dieser Einmischung widersetzt. Die Frage sei unter den Völkern allein, ohne Einmischung eines Dritten, gelöst werden. Ueber die Monroe'sche, noch irgend eine andere Theorie könne ohne Vorbehalt auf Streitfragen dieser Art angewendet werden. Jeder Fall sei im Hinblick auf geschichtliche Entfaltung, Entwicklung der Unterhandlungen und gegenwärtigen Stand der Verhältnisse durch solche Personen zu prüfen, die damit vertraut seien.

Telegramme.

Frankfurt a. M., 23. Dezember. Die „Frankf. Bg.“ meldet aus Wien, daß sich Erzherzog Franz Ferdinand, der Sohn des Erzherzogs Carl Ludwig, nach Mailand begibt, um sich mit einer bairischen Prinzessin zu verloben.

Danzig, 23. Dezember. Der 17-jährige Sohn des Straßenertheilte frühere Direktor der Allgemeinen Zeitung „Wesphal“, Brohm, hat die gegen das Schmutzgerichtsurtheil eingeleitete Revision zurückgezogen, so daß daselbst demnach rechtskräftig ist.

Dresden, 23. Dezember. In Damerun sind die Gefolge der Gutsbesitzer Hrn. Wiens, Bruno und Emil Gieß eingetroffen. Viel Vieh ist verbrannt. Der Schaden beträgt über 200 000 Mark.

Wien, 23. Dezember. Die im Auslande verbreitete Nachricht, daß jenen dem Kaiser von Oesterreich und dem Deutschen Kaiser in Skruja eine Zusammenkunft in Aussicht genommen sei, wird von hiesigen zuständigen Kreisen als eine unbegründete Kombination bezeichnet. Bis her sei über einen eventuellen Aufenthalt des Kaisers von Deutschland in Moskau auch noch nichts bekannt.

Budapest, 23. Degr. In Tiel (Ungarn) wurden die beiden Söhne des dortigen Verreters der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, Johann Loew, zwei biblische Mädchen im Alter von 15 und 19 Jahren von toll gewordenen Sunden scharflich zerstückt, aber noch lebend in das Posten-Institut in Budapest gebracht.

Paris, 23. Degr. Die Mütter melden, daß Präsident Faure demnach mit dem Großfürst-Tronfolger in Nizza eine Unterredung haben wird.

Rom, 23. Dezember. Ras Maniche verurtheilt am 20. d. M. einen leichten Angriff gegen Maria, wurde aber ohne Miße zurückgewiesen. Der Oberbefehlshaber von Marfalle entsandte eine Patrouille in der Richtung auf Marfalle. Die Patrouille fand, daß das Dorf Escarac nur eine schwache Besetzung hatte, griff es die letztere an. Der Feind zog sich dann nach kurzem Gefechte mit einem Verluste von 25 Toden zurück.

New-York, 22. Dezember. Die finanzielle Lage wird heute von vielen hervorragenden Männern und mit dem Auslande arbeitenden Bankiers hoffnungsvoller betrachtet. Der Präsident der Fondsbörse erklärte die Panik als die direkte Folge der Drohhöflichkeit des Präsidenten Cleveland über die Venezuelaangelegenheit.

Washington, 22. Dezember. Die republikanischen Mitglieder des Ausschusses für Mittel und Wege haben nach mehrfacher Beratung einen Vorschlag ausgearbeitet, wonach die dem Schatzkeller zu ertheilende Vollmacht zur Ausgabe 4 1/2 Mrd. 30 Jahre laufender Bonds dahin abgeändert werden soll, daß die Bonds mit 3% anstatt 4% verzinstlich seien und wonach ferner das Schatzamt ermächtigt werden soll, zur Deckung des Defizits kurzfristige 3% Bonds auszugeben, welche fällig die Schatzanweisungen sein würden. Diese Bonds sollen als Kombans, nicht als Goldbons ausgegeben werden. Die Annahme dieses Vorchlages ist nicht für unwahrscheinlich. Die dem Ausschuss angehörenden Republikaner schlagen ferner Tarifmaßnahmen vor, durch welche die Bestimmungen der Mac Kinley-Bill über die Zollmannern wieder hergestellt werden sollen.

Konstantinopel, 23. Dezember. Wie in Palästina verläuft, ist der gegenwärtige Kommissar der Flotte in Ägypten, Ghazi Mustafa-Pascha, für einen hohen Posten auszuzeichnen; er wird entweder Großkapitän an Stelle Eshafin-Pascha's zum außerordentlichen Kommissar nach Mexiko entsandt werden.

Aus Nah und Fern.

Interreganese Schiffe. Aus Ostende wird gemeldet: Im Armerikanal ist ein unbekanntes großes Segelschiff untergegang. 19 Personen sind ertrunken. Einer Deutsche aus Saint Johns wurde freigegeben, die Schiffe „Victoria“ und „Gold-Fisch“ an der Nordküste Newfoundland's. 86 Personen er-



[Nachdruck verboten.]

Ein Weihnachtsidyll.

Von Gertrud Franke-Schiedelbein (Göttingen.)

Sie ſaß in der Sophaede, behaglich eingeneſtelt wie ein Käſchen, die Füße in weichen Pantoffeln auf ein Kiſſen geſtützt, im bequemen Flanellmorgenrock, roth mit türkiſchen Streifen — ah! das war gemüthlich! Nach dem ermüdenden Herumläufen von Laden zu Laden, dem Fragen, Ueberlegen, Kopfschmerzen, der Weihnachtsbeſorgungen kam man endlich wieder zu ſich.

Das helle Licht der Hängelampe lag auf ihrem blonden Haar, daß ſie noch ganz mädchenhaft, den kleinen engliſchen Knoten im Nacken, trug; auf dem jungen runden Geſicht mit dem hausmütterlichen, beinahe würdevollen Ausdruck, dem verſtohlenen, unbewußten Lächeln, das echt weihnachtlich war und von allerlei Heimlichkeiten erzählte —

„Männchen —?“

Er — da er die weichen Sitze ebenſo haßte, wie ſie ſie liebte — auf einem Holzſtuhl dicht beim Sopha, den Krug Münchener neben ſich, die Cigarre im Munde, ließ die Zeiſchrift ein wenig ſinken — zum Zeichen, daß er höre — brumnte abmeſend ein fragendes „Um —?“ . . und hatte im nächſten Augenblick ihren Anruf vergeſſen.

Frau Marie ſchien indeſſen kaum im Ernſt beabſichtigt zu haben, ihren Mann ſeinen Fachinteressen zu entreißen. Oder war ihrs wieder leid geworden? — kurz, ſie ſchwieg, ſann und ſtützte — ſtützte und ſann ſo eifrig, daß ihre Wangen zu glühen begannen und endlich ein langer Seufzer durch die Stille des Zimmers klang.

Ihr Mann ſah erſtaunt auf. Die rothen Backen, die verſonnenen Augen, in denen allerlei Befremdliches ſpielte. — Er lachte. „Dir iſt wohl heut der Weihnachtsmann über den Weg gelaufen, Mieke?“

Sie ſchüttelte den Kopf und ſtichelte zwecklos in dem weißen Zeug. Dann plötzlich — ehe er ſichs verſah — hatte ſie ſeinen Hals mit ihrem Arm umſpannt, ſo daß ſein Kopf, wie in einem Schraubſtock ſaß und es zu einer Unmöglichkeit für ihn wurde, ſie anzusehn — und ſüſterte zwiſchen kleinen flüchtigen Küſſen auf ſeine Stirn: „Wie ich mich dieſmal auf Weihnachten freue, Hermann —!“

Er heuchelte Erſtickungsgefahr. „Warum denn?“ ſtammelte er und ſchnappte nach Luft wie ein Karpfen auf dem Sande. Aber ſie hielt ihn nur noch feſter und deckte ihm, da er die Augäpfel in den äußerſten Winkel drehte, um einen Blick in ihr Geſicht zu erhaſchen, auch noch die Hand über die Lider.

„Du weißt doch, was ich mir ſo fürchtbar gewünscht —“

Nun aber entfaltete er die Kräfte eines Simſon. Mit leichter Mühe entzog er ſich der Fieſel des ſchönen Armes, richtete ſich zu ſeiner imponanten Höhe auf und ſagte mit dem ganzen Gewicht ſeiner eheherrlichen Autorität:

„Liedes Kind, wenn Du Dich etwa auf ein wafferblaues Moiré-anſtaue-Kleid geſpißt haben ſollteſt — es thäte mir leid, Dir die Freude verderben zu müſſen, aber — Deine Toiletten haben dieſes Jahr mehr geſtoſt, als ein ſparſamer Mann vor ſeinem Gewiſſen verantworten kann —“

Doch gleich darauf hätte er ein Königreich drum gegeben — falls er im Beſitz eines ſo raren Artikels geweſen wäre — wenn er ſeine Worte hätte ungeſagt machen können. So vorwurfsvoll, ſo in tieffter Seele gekränkt, ſah die kleine Frau ihn an, ſo nachdrücklich rückte ſie ein Stück von ihm fort — mit ſo tiefer Inſignation murmelte ſie: „Barbar.“

Beinahe ſchien's, als hätte die Gemüthlichkeit — über die dem braven Hausherrn nichts auf der Welt ging — einen Stoß gekriegt. Aber als vernünftiger Mann — lieber Gott, ſolchem kleinen Ding muß man doch etwas nachſehen! — holte er ſich die gekränkte Unſchuld reſolut wieder heran und ver-

föhnte ſich allmählich durch gutgemeinte, wenn auch etwas herbe Liebtöſungen.

Als er aber, neugierig wie alle Männer, zu wiſſen verlangte, worauf ſie ſich denn ſo beſonders freue, wenn's nicht das wafferblaue Kleid ſei, ſtieß er auf gewappneten Widerſtand. Nein! Um keinen Preis! Nicht einmal um den bes beſten Wafferblauen! Nun nicht! Das hatte er verſcherzt. Zuletzt verſprach ſie ihm unter allerlei Klauseln und Paragraphen, a. B. wenn er ſehr artig wär' und eine gewiſſe Bedingung erfüllte, daß er's zu Weihnachten erfahren ſolle.

Würde gemacht durch ihren Eigenſinn — ſie nannte es Charakterfeſtigkeit — verſprach er alles — alles!

„Auch daß wir am Heiligabend zu Hauſe bleiben? Und uns ein Bäumchen anzünden?“ fragte ſie ſchmeichelnd.

Er ſank geknickt in ſich zuſammen, — aber er hatte einmal „ja“ geſagt. So machte er eine zuſtimmende Bewegung, ſtumm wie ein Verurtheilter, der die Troſtloſigkeit ſeiner Lage begreift. „Denn ſie mal, voriges Mal bei Deinen Eltern, das war doch gar kein richtiges Weihnachtsfeſt,“ meinte ſie altklug.

Er fiel aus den Wolken.

„Kein richtiges? — Mein Gott, die Fiſche brachen ja faſt! Und 20 Perſonen zu Gaſte! Und das famoſe Souper! — Den Rehbrüden ſchmecke ich noch . . .“

„Oh —!“ machte Frau Marie mit einer unnachahmlichen Geberde der Geringschätzung, „das Eſſen und die Geſchenke, die waren Euch natürlich die Hauptsache?“

Er konnte es leider nicht leugnen und zuckte ſchmerzlich mit den Achſeln, überführt, geſchlagen . . .

„Und der Baum? Und die weißevolle Stimmung . . . und die ſchönen Erinnerungen . . . und alles . . .?“

Sie ſah mit verlorenem Blick vor ſich hin, als tauche das Kindheitseden vor ihr auf mit ſeinem Lichterglanz, ſeinem Weihnachtsduft, mit kniſterndem Golſchmuck, rollenden Küſſen, verſchloſſenen Thüren voller Geheimniſſe, dem ſüßen Grufeln vor all' der unfahbaren Herrlichkeit.

Ihm wurde beinahe gerührt zu Muth. Lieber Gott! Die 15 Jahre zwiſchen ihnen waren doch nicht wegzuleugnen. Das denkt, fühlt, träumt ſo anders, als ein Mann begreifen kann!

Weihnachten! — Na ja! Ganz nett, der Zauber. Beſonders in der Junggeſellenzeit . . . Da hatten ſie manchmal ihren Ulf gehabt im Corps . . . Wie der Brack ſich aufs Bowlenbrauen verſtand — einfach großartig! Und die derben Ueberraſchungen, die man an den Baum — (freilich nicht an die große Glocke) — hängte!

Donnerwett — —! Er gerirte ſich jetzt beinahe, als ihm ſo Verſchiedenes einfiel . . . Wie madonnic das Frauchen daſaß mit den gefalteten Händen! — Ja, die ſtotten Tage waren vorbei . . . Eigentlich — ſchade! . . . Wenigſtens — na, jetzt war er ein ſolider Ehemann. Waſta!

Er ſagte ihr denn auch gebulbig ein Feſt nach ihrem Herzen zu; mit allen Chikanen, weißt Du, mit Stille Nacht, heilige Nacht, und oben auf der Tannenspitze: Friede auf Erden, was?“

Ihre Augen leuchteten: „Ach ja — und unten eine Krippe.“ — „Bon! Machen wir! Krarre und Waldteufel dürfen auch nicht fehlen. Vielleicht treibe ich noch ein Dreierschäſchen auf . . . Sonſt noch Wünſche?“

„Und Wohnpielen,“ lächelte ſie ſo verklärt, als wär dieſe Kinderſpeiße himmliſche Ambroſia.

„Am Got . . . tes . . . willen!“ ſtammelte er entfezt. Das ging über ſeine Kräfte. „Wenigſtens doch Karpfen!“

„Du Schlemmer!“ Lachend ſchlug ſie auf ſeine Hand. „Und Du freuſt Dich doch auch, Schab?“

„Unbeſchreiblich!“ behauptete er als guter Ehemann und ſo feuriger, je ſchwerer ihm der Verzicht auf die Genüſſe im elterlichen Hauſe und die Ausſicht auf ein jogenanntes „Familienfeſt“ auf der Seele lag.

Frau Wieze schien sich ihres Sieges mit allerhand kleinen vergnügten Hintergedanken zu freuen. Wie bereit und wichtig er dasaj mit seinem guten Gewissen; so furchtbar vernünftig, so überzeugt, alles besser zu wissen wie seine kleine Frau und natürlich immer recht zu haben! Und wußte doch rein gar nichts, merkte nichts... begriff nichts...

Den ganzen Dezember hindurch herrschte ein gelinder Frost, der den Pelzhändlern und Schlittschuhverkäufern das Herz höher hüpfen ließ und mit lockendem Sonnenschein den Leuten zuzurufen schienen: nur heraus, meine Herrschaften! Aber vergeßt das Portemonnaie nicht!

Als die Weihnachtsbäume herangefahren wurden, ging Frau Marie gleich am frühen Morgen und suchte die schönste, schlankste, buschigste Tanne aus. Die erste, deren Duft das neue Haus erfüllte! Herrmann hatte im vorigen Jahre, da sie doch für sämtliche Festtage ausgebeten waren, es für einen unverantwortlichen Leichtsinm gehalten, auch noch Geld auszugeben für so ein wachstropfenbes, nabestreuendes Ungetüm, das unfehlbar der Ruin sein würde für sämtliche Geschenke, für den großen Smyrnatteppich und die hellen Damastmöbel.

Noch hielt diese theoretische Voreingenommenheit heute nicht stand. Er machte ein ganz eigenes Gesicht, als Frau Marie ihn unversehens mit der Tanne konfrontierte, die in ihrem fatten Grün sich vom Fußboden bis zur Decke rechte und kräftigen Waldbüsch verbreitete. Zwar ließ er ein paar ironische Bemerkungen von Stapel, doch kühlte sie heraus, daß nicht viel fehlte und der Saulus war ein Paulus geworden. Auch machte er sich in dem falken Zimmer, wo sie untergebracht war, ungewöhnlich viel zu schaffen und wenn er wieder zum Vorschein kam, sah sie wohl eine grüne Nadel in seinem Haar oder auf seinem Rock schimmern.

Erst seit dieser stumme Gast in ihrem Hause eingefeßt war, kam das echte Weihnachtsgefühl über die kleine Frau. Es war noch so vielerlei zu besorgen; endlos, wie das Seidenband, das der Zauberünstler seinem Hute entnimmt, wuchsen und schwollen die Dinge, die noch erledigt werden mußten, ehe alles bis zum letzten Wachslicht beisammen war. Frau Wieze lief unermüdlich in die Stadt. Und dort stand sie vor den erleuchteten Schaufenstern mit derselbe geheimen Wonne, wie das Kind. Ja, als wär' sie niemals „junges Mädchen“ gewesen mit den tausend thörichten Ansprüchen ans Leben, oder „junge Frau“ — ein bißchen leichtsinnig, puß- und vergnügungslüchsig. So gleichgültig ließen sie die duftigsten Ballkleider, die schwersten Seidenstoffe, die elegantesten Pariser Blumen, Fächer und Handschuhe. Dafür waren es wie damals die Spielzeugläden, an denen sie nicht vorüberkonnte, ohne sich „alles“ in Bausch und Bogen zu wünscheln, von dem wollgestrickten Harlekin oder der Gummipuppe bis zu dem entzückend natürlichen Baby, das Papa und Mama sagen und schlafen konnte.

Und eines Abends, als sie wieder eine Weile ungeschlüssig und jehnsüchtig in die blendende Lichterfülle eines Schaufensters gestarrt, sagte sie sich plötzlich ein Herz und trat in den Laden.

Der Verkäufer, ein junger flaumbärtiger Mensch mit schlendernden Gliedern, sehr vielen Sommerprossen und — im traurigen Gegensatz dazu — Frost in den Händen, kam ihr dienernd entgegen. „Befehlen, gnädige Frau?“

Ja — was? Da stand sie und blickte umher, ungeschlüssig, verlegen. „Etwas Spielzeug —“

„Ganz wohl.“ Der junge Mensch unterdrückte ein überlegenes Lächeln. „Wir führen die verschiedensten Artikel in dieser Branche. Wenn ich mir die Frage erlauben darf, soll es für einen Knaben oder ein Mädchen sein?“

Lieber Gott! — Die junge Frau wurde blutroth. Daran hatte sie noch gar nicht gedacht. Mit Todesverachtung sagte sie also: „Einen Knaben.“ (Ich kann ihm doch nicht auf die Nase binden, daß es für meinen Mann sein soll, rechtfertigte sie sich vor sich selber).

„Ganz wohl,“ dienerte der Jüngling. „Und wie alt?“

Diese Frage, die sie in noch tiefere Verlegenheit stürzte wie die vorhergehende, ließ sie unbeantwortet und begann sich nach etwas Passendem umzusehen. Eine halbe Stunde schwankte sie zwischen sämtlichen Artikeln des großen Lagers. Dann endlich setzte sie drei Dinge auf die engere Wahl; ein Schächtchen mit kleinen weichen Locken, Backelschwämmchen und Nickkopf, einen Dienstmann von Gummi, dem Rock und Mütze gleich am Leibe festgewachsen waren und der bei der geringsten Berührung ein jämmerliches „Quietsch“ von sich gab — und endlich einen Clonm, der sich überchlagen und seine Glieder so durcheinandermengen konnte, daß kein Mensch in

Stande war, die oberen von den unteren Extremitäten zu unterscheiden. — Dieser letztere würde Herrmann den meisten Spaß machen. Als aber der Verkäufer sich den Einwand erlaubte, daß ein kleines Kind sich an diesem Spielzeug leicht verletzen könne, entschied sie sich — so wenig diese Gefahr für Herrmann in Frage kam — für den Gummimann mit der angewachsenen Garderobe. Sie bezahlte und slog wie auf Schneeschuhen durch die Straßen, die mit einer dichten weißen Decke belegt waren — so selig, als habe sie die Schätze des Krösus für ein Butterbrod eingehandelt. Und als sie dann auspackte und den kleinen drolligen Kerl in Händen hielt — das erste Stück Spielzeug, das sie selbst gekauft — sie konnte sich nicht helfen, sie mußte ihn ans Herz drücken und küssen, und immer wieder auf die rothe, sehr naturgetreue Nase küssen.

Was Herrmann sagen — was er für Augen machen würde —!

Da — sein Schritt! Sie stieß einen kleinen Schrei aus, warf die Puppe hastig in eine Ecke und ihren Mantel darüber. Aber der empfindliche kleine Herr nahm die Behandlung übel und ließ ein langgezogenes Wimmern vernehmen.

Ihr Herz klopfte, als sie ihrem Mann entgegentrat. Er blickte scharf und mißtrauisch nach der Ecke. „Was war denn das?“

Frau Marie sagte sich, daß nur die feckste Unverschämtheit ihr Geheimniß zu retten im Stande sei. „Mäuse!“ meinte sie, so kaltblütig, als wäre es selbstverständlich, daß das schöne neue Haus von diesen gefährlichen Nagern wimmelte.

„Mäuse?“ wiederholte Herrmann im tiefsten faßungslosten Staunen. Er sah seine Frau beinahe angründlich an, als fürchte er, daß sie im Fieber oder sonst einem anomalen Geisteszustand rede. Dann aber schnitt er plötzlich eine Grimasse, wandte sich ab und sagte in gleichgültigem Tone: „Versuchs doch mit einer Falle!“

Sie versicherte sehr eifrig, daß alles geschehen sollte, er möge nur immer ins Wohnzimmer gehn; sie käme gleich nach. Und als sie ihn glücklich hinauskomplimentirt hatte, schloß sie die Thür hinter ihm zu, holte den kleinen Verräther aus seinem Winkel hervor und that ihn zu den übrigen Weihnachtsüberraschungen. „Versuchs mit einer Falle!“ Haha! Und er selber war in die Falle ipaspiert, die sie ihm gelegt; so ahnungslos, so ohne Zaubern, in seiner ganzen Breite und Länge! — Es dauerte eine ganze Weile, ehe sie ihre triumphierende Heiterkeit so weit überwunden, um ihm mit ruhigem Gesicht bei Tisch gegenüberzitzen zu können. —

Und endlich kam er, „mit seinem Schein,“ der „Tag der Freud' und Wonne.“ Zimmerfort summten ihn die alten Kinderlieder durch den Kopf. Sie hatte schon am frühen Morgen den Baum gepußt und den Aufbau besorgt. Unter weißen Tüchern lag nun alles verborgen; denn erst wenn auch Herrmann die Beschneerung für sie hergerichtet, sollten die Hüllen fallen. Und nun hatte Frau Wieze nichts — gar nichts mehr zu thun, als zu warten — was bekanntlich eine der aufregendsten, mühsamsten und erschöpfendsten Beschäftigungen ist. Sie hätte die Erde drehen helfen mögen, damit es nur endlich Abend würde.

Und es wurde Abend — heiliger Abend! —

Sie saß ganz allein in ihres Mannes kleinem Arbeitszimmer neben dem Salon, in dem Herrmann geheimnißvoll hantirte. Sie blickte auf die Straße hinab, in der es von Fußgängern und Fuhrwerken wimmelte. In freudiger Hast schleppten die Leute sich mit Paketen, mit Hausgeräth, mit einem bescheidenen Tannenbäumchen, einem Puppenwagen... Sie dachte daran, wie sie bisher überschüttet worden ihr ganzes Leben lang, erst von ihren guten Eltern, von Freunden, Verwandten — dann von ihrem Mann — und doch nichts geahnt habe von dem süßen und tiefen Sinn dieses Festes der Liebe — bis jetzt. Und sie saß und sann und sah die Silberkommender Jahre... sah kleine runde Arme sich nach den Lichtern ausstrecken, hörte stammelnde, lallende Jubellaute, fühlte glühende weiche Wangen an den Ihren, auf ihren Armen die zappelndes Körperchen — und Thränen — die seltsamen Thränen des Weibes drangen ihr in die Augen und rollten unablässig über ihre Wangen. Und in all ihrer tiefen Bewegung mußte sie doch wieder lachen, wenn sie an Herrmanns Gesicht dachte, als sie „Mäuse“ gesagt. — Sie sah es schon, sein quengenloses Erstaunen, wenn er den kleinen rothnagigen Kerl fand... und wie sie ihn dann um den Hals fallen würde... und er allmählich begriff... und die Freude in seine Augen trat... die erste überaus Vaterfreude...

Und jetzt — jetzt wurde der Lichtschein stärker, der durch

das Schlüffeloch fiel . . . die Thür öffnete sich zu einem kleinen Spalt . . . und nun — barmherziger Gott! was ist das?

Ein Kinderstimmchen, klaglich, jämmerlich: „Papa! Mama! Frau Miese fühlt einen Schauer über ihren Rücken rieseln. Träumt sie? Wacht sie? . . . Einen Augenblick steht sie wie angewurzelt, dann stürzt sie nach der Thür . . . die Thür geht auf . . . Lichtfluthen strömen ihr entgegen.

Dicht an der Schwelle steht Hermann, der „atmungslose“ Hermann, und wiegt in seinen Armen ein weißes spitzenbesetztes, mit blauen Bändern geschmücktes Etwas — und aus dem Etwas sieht ein rosiges Wächshändchen hervor und flächsernes Geläch und das jämmerliche Stimmchen klagt unablässig: „Pap — paa, Mam — maa!“

„Hermann!“ schreit sie. „Hermann!“ Auf seinem breiten Gesichte liegt ein behagliches Lachen.

„Ja — wer andern eine Grube gräbt —“ schmunzelt er.

„Hermann!“ ruft sie noch einmal — und sieht sich um — und sieht auf den Tisch und auf den Stühlen ausgebreitet lauter, lauter winziges Zeug, Hemden und Fächer und Tragbetten — und ein Wagen steht da, mit schwellenden Rißen gefüllt — man hat nur eben nöthig, etwas hineinzulegen.

Da ist es mit Frau Mieses Standhaftigkeit vorbei. „Hermann!“ ruft sie unter Lachen und Weinen und will ihm um den Hals fallen. Und der Wiedere steht da mit seiner wächsernen Last unbeholfen und höchlichst genirt und brummt, während sie ihn mit Küssen überdeckt: „Lag doch . . . ich muß . . . das da . . . erst wegthun . . .“

Und wie er „das da“ in den Wagen gelegt hat und allergnädigst bereit ist, ihren stürmischen Dank entgegenzunehmen, merkt sie, daß auch ihm die braunen Backen naß geworden sind.

Er thut aber nicht „als wenn und ob“. „Wo sind denn nun aber unfre Mäuse?“ fragt er verschmitzt.

Sie reißt glücklich die Hüllen herunter und bringt ihm den kleinen rothnasigen Verräther. Und es ist, als wenn in den beiden Stücken Spielzeug ein geheimher Zaubrer wohnt: Kinderlusi, Kinderjubel. Er läuft wie närrisch mit dem Gummimann, sie mit ihrer Sprechpuppe herum, als wären sie selber wieder Kinder geworden . . .

Und was gab es zu erzählen, zu beichten, zu hoffen und zu planen! —

Die Rächter des Baumes spielten über sie hin, die Tanne, die Kiefer, die Honigtugenden dufteten, das Goldpapier tütelte bei jeder leisen Luftbewegung und hoch oben prangte der Stern, der einst über dem Stall von Bethlehem geleuchtet . . .

[Nachdruck verboten.]

Der Karpfen.

Weihnachtshumoreske von Hugo Gerlach (Berlin). Es ist eine allbekannte Sitte, am Weihnachtsheiligabend Karpfen zu essen und diese schöne Sitte wurde für mich erst zur Grundblase eines köhnen Planes.

Eines Abends nämlich — es war vor ein paar Jahren in Berlin, wo ich studirte — machte ich kurz vor Weihnachten, am neunzehnten oder zwanzigsten Dezember, die Entdeckung, daß ich nur noch ein Vermögen von knapp zehn Mark besaß. Und das war hart, denn ich hatte vor dem ersten Januar sicher nichts zu erwarten. Zwar hätte ich wohl damit ausreichen können, wenn ich mich aufs alleräußerste einschränkte, aber einmal war das Einschränknen überhaupt meine Sache nicht und dann ist es doch unangenehm, grade zur fröhlichen Weihnachtszeit Mangel leiden zu müssen.

Morgen! Morgen! wird man mir einwerfen. Jawohl, Verehrtester, haben Sie zur Weihnachtszeit schon einmal Jemand angeborgt? Ueberall, wo man anklopft, ein dauerndes Achselzucken und: „Nimm's nicht übel, lieber Freund — aber jetzt zu Weihnachten — man hat so viele Ausgaben — ich kann beim besten Willen nicht,“ u. s. w. u. s. w.

Auch war mein Bekanntkreis in Berlin, wo ich erst seit einigen Monaten weilte, ein allzu kleiner; es kamen also nur wenige Personen in Betracht und von denen war bestimmt nichts zu erhoffen.

So sah ich denn schwermüthig da und starzte mein goldenes Zehnmärkstück an, als Maß, mein Intimus, auf mein Zimmer stürzte.

„Mensch, Mensch,“ stöhnte Maß, indem er sich auf mein schwarzes Lebersopha niederzinken ließ, „wie soll das werden!“

Ich habe keine Ahnung, wie ich bis zum Ersten mit meinem Gelde auskommen soll!“

„Ich ja auch nicht,“ rief ich lebhaft, „ich habe im Ganzen nur noch zehn Mark!“

„Ich jagar nur noch sieben.“

Wir schwiegen eine Weile.

„Das Schlimmste dabei ist,“ begann Maß dann wieder, und er sprach damit meine eigenen Gedanken aus, „das wir diese Summen in zwei Tagen ausgeben werden, denn ich kenne unseren Reichthum. Wir können jagar fest darauf rechnen, daß wir nach zwei Tagen keinen Pfennig mehr besitzen.“

„Ganz meine Ansicht,“ stimmte ich bei.

„Maß richtete sich straff empor. „Dem muß vorgebeugt werden,“ sagte er energisch, „wir müssen uns etwas ausdenken, einen Plan machen.“

Ich nickte mit dem Kopfe und wir begannen nachzudenken. Wohl zehn Minuten lang saßen wir mit gesenkten Häuptern schweigend da.

„Hör mal,“ begann mein Genosse dann endlich, „mir ist etwas eingefallen.“

„Num?“

Er räusperte sich. „Haben wir nicht in vier Tagen Weihnachten?“ fragte er.

„Ja,“ bemerkte ich tiefsinmig, „am 24. Dezember.“

„Und werden zu Weihnachten nicht überall Karpfen gegessen?“ fuhr er fort.

„Ich glaube ja,“ meinte ich, ohne zu begreifen, warauf er hinaus wollte.

„Nun paß auf,“ belehrte er mich, „wenn wir jetzt hingehen zu den Krämmern, die Fische verkaufen, und dort für eine größere Anzahl von Bagen, jagar wir zwölf bis dreizehn Mark, Karpfen kaufen so entsteht folgendes: erstens können wir während der nächsten vier Tage nicht mehr ausgeben als wir haben, nämlich vier Mark zusammen, das heißt, wir sind gezwungen, uns einzuschränken, und zweitens können wir am Weihnachtsabend unsere Karpfen mit großem Gewinn wiederverkaufen und dann, wenn auch nothdürftig, mit dem erbeuteten Gelde bis zum Ersten auskommen.“

„Leuchtet Dir das ein?“

„Famos,“ rief ich aus, „Mensch, Du müßttest Börseaner werden oder Finanzminister!“ Wieviel können wir bei dem Karpfenhandel verdienen?

„Nun, ich denke doch hundert Prozent,“ sagte er ganz geschäftsmännisch und stand auf.

Ich aber blickte ihn voll Bewunderung an und drückte ihm dann mit einer gewissen Ehrfurcht die Hand.

Am nächsten Morgen gingen wir frühzeitig zur Markthalle und kauften einen großen Karpfen für elf Mark, den transportierten wir auf meine Bude.

Meine Wirthin hatte bereits einen großen mit Wasser gefüllten Waschkuber in mein Zimmer hineingestellt und wir übergaben den Fisch seinem Element. Dort schwamm er dann auch lustig umher und schien sich so wohl zu fühlen, wie eben ein Fisch im Wasser.

Wir, selbstverständlich, widmeten von nun an dem uns so kostbaren Thiere alle Sorgfalt und fütterten es auch brav. Bei Tag und bei Nacht achteten wir emsig auf das theure Thier, ja Maß führte jagar ein Tagebuch, in dem er aufs Genaueste notirte, wie der Fisch sich benommen habe und wo er alles angab, was von seinem Wohlbefinden zeugte.

* * *

So kam der 24. Dezember heran.

Um neun Uhr früh konnte ich konstatiren, daß der Karpfen immer noch munter im Waschfaß umher schwimme, um zehn schwamm er auch noch und so fort.

Um zwölf Uhr Mittags meinte Maß, daß es Zeit sei, ihn zum Wiederverkauf zurückzubringen. Ich stimmte bei, denn es war auch noch aus einem andern Grunde Zeit. Unser Geld war nämlich alle und wir hatten Appetit auf ein Mittagessen. Also rüsteten wir uns zum Ausgehen und ich nahm das Netz, um den Fisch hinein zu stecken. Ich trat an das Waschfaß heran, aber — Entsetzen! — der Karpfen lag auf dem Rücken, den weißen auch nach oben und schnappte nur ganz langsam und pflegemäßig nach Luft.

„Maß,“ — schrie ich erbleichend, „Maß komm her — der Karpfen liegt im Sterben.“

Maß kam angerannt und beugte sich angstvoll über das Waschfaß.

„Wahrhaftig, er liegt auf dem Rücken“, flüsternte er

tonlos, „er sieht aus, als wenn er jeden Augenblick krepiren wollte.“

So standen wir eine ganze Weile und beobachteten mit bangen Mienen den Gegenstand unserer Sorge und Hoffnung.

„So wie er da ist, können wir ihn nicht zum Fischhändler bringen“, meinte ich endlich, „er könnte uns unterwegs sterben.“

Mag nickte melancholisch und richtete sich dann aber straff empor, wie er immer that, wenn er sich zu einem großen Entschluß aufraffte.

„Ich gehe, einen Thierarzt holen“, sagte er fest, „bleibe Du indeffen hier und achte darauf, daß dem Karpfen nichts geschieht.“ Damit ging er von dannen.

Es dauerte sehr lange, bevor er wiederkam, wahrscheinlich mußte es schwer sein, einen Thierarzt zu finden, der einen kranken Karpfen behandeln wollte.

Es verging eine Stunde, es vergingen zwei, drei — immer noch kam er nicht und mein Appetit auf ein Mittagessen nahm immer größere Dimensionen an. Ich suchte und wettete und verwünschte den ganzen Karpfenhandel, aber damit änderte ich nichts an der Situation. Auch in dem Benehmen unseres Karpfens änderte sich nichts; er lag immer noch auf dem Rücken, den Bauch nach oben und schnappte langsam und pflegmatisch nach Luft.

Vier Uhr schlug die Glocke und gleich darauf wurde draußen die Thür aufgeschloßen — Mag erschien mit einem etwa vierzigjährigen, ziemlich behäbigen Herrn, in dessen Gesicht besonders die Nase auffiel; sie war feuerroth und glänzte beinahe wie blankpolirtes Kupfer. Es war der Thierarzt.

„Endlich“, rief ich und Mag stellte uns einander vor, dann wandte er sich sogleich seinem Gefährten wieder zu.

„Unser Patient ist ein Fisch“, sagte er, „ein Karpfen.“

„So, ja“, meinte der Arzt der Unvernünftigen und trat an das Waschfaß heran; noch einer Weile blickte er auf und sah uns Beide verwundert an.

„Meine Herren“, sagte er, „dieser Karpfen ist matt, und das beste Heilmittel für ihn besteht darin, daß Sie ihn schnell töten lassen und auffressen. Uebrigens, meine Herren“, fügte er hinzu, während er das Thier betrachtete, „ist es ein famoser Karpfen.“

„Nicht wahr?“ rief ich sogleich, „es ist doch ein Prachtthier! Das könnten wir doch heute mit großem Gewinn verkaufen.“

„Verkaufen?“ fragte der Thierarzt, indem er mich mit einem erstaunten Blick musterte, „sind Sie denn Fischhändler, meine Herren?“

„Nein, wir sind Studenten“, antwortete Mag, während jener noch immer seinen verwunderten Blick auf uns ruhen ließ. Jetzt aber raffte ich mich empor.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Sache erkläre“, begann ich und fuhr dann fort, ihm die Geschichte des Karpfenkaufes und ihrer Motive zu erzählen.

Er lachte dabei fortwährend, und ich glaube fast, die Sache schien ihm etwas komisch vorzukommen.

„Meine Herren“, sagte er schließlich, „es ist allerdings wahrscheinlich, daß dieser Karpfen noch heute sterben wird, aber glücklicherweise nur unter dem Messer der Köchin. Ich mache ihnen einen Vorschlag, den Sie einem älteren Mann, der als Student auch einmal Ihre Situation durchgekostet hat, nicht übel nehmen dürfen. Mein Vorschlag besteht darin: Sie bedingern mir den Fisch als Honorar für die Konsultation, speisen heute bei mir zu Abend, wo wir vergnügt Weihnachten feiern und überlassen es mir, Sie der Sorgen für die nächsten acht Tage zu überheben... Einverstanden?“

Nach einigem Hin- und Herreden wurde es dann auch so. Wir verlebten Weihnachten bei ihm zu Hause und erhielten einen genigenden Betrag geborgt, den wir — es sei zu unserer Ehre gesagt — auch pünktlich am ersten Januar wieder zurück-erstatteten.

Allerlei.

Die Großstädte im deutschen Reich. Nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1890 gab es im deutschen Reich 26 Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern. Die diesjährige Volkszählung hat ihre Zahl um zwei erhöht, indem Charlottenburg und Dortmund hinzugezählt wurden.

Charlottenburgs Einwohnerzahl ist von 76 859 auf 132 446, d. h. um 72,36 pCt. gestiegen; nächst ihm hat von allen Großstädten Dortmund die höchste prozentuale Zunahme aufzuweisen, nämlich 24,10 pCt. Im Uebrigen ist die Vermehrung der Bevölkerung sehr verschiedenartig, sie schwankt zwischen 21,60 pCt. bei Düsseldorf und 1,79 pCt. in Krefeld.

Die vorläufig ermittelten Resultate der Volkszählung vom 2. Dezember d. J. liegen dem „Berl. Tagebl.“ jetzt aus 27 Hauptstädten vor; nur Aachen, welches vor fünf Jahren mit 103 470 die 24. Stelle unter den damaligen 26 Großstädten einnahm, hat das Ergebnis der diesjährigen Volkszählung noch nicht gemeldet. Die nachstehende Tabelle zeigt die Einwohnerzahl der 27 Städte im Jahre 1895 und im Jahre 1890 sowie ihre Zunahme in Prozenten. Zu bemerken ist dabei, daß Hamburg, Leipzig, Dresden, Frankfurt, Hannover und Chemnitz seit 1890 Einverleibungen von Vororten vorgenommen haben. Um vergleichbare Resultate zu erzielen, sind die Einwohnerzahlen der mittlerweile einverleibten Vororte, wie sie seit 1890 ermittelt wurden, in der zweiten Reihe der Tabelle den für 1890 amtlich festgestellten Einwohnerzahlen der genannten Städte hinzugezählt worden.

Einwohnerzahl

	1. Dezember 1895	1. Dezember 1890	Zunahme in Prozenten
1. Berlin	1 676 352	1 578 244	6,21
2. Hamburg	622 745	573 198	8,65
3. München	405 521	350 594	15,66
4. Leipzig	398 448	467 147	11,56
5. Breslau	372 687	335 186	11,27
6. Dresden	334 066	289 844	15,25
7. Köln	320 056	281 681	13,62
8. Frankfurt a. M.	228 750	198 695	15,13
9. Magdeburg	214 447	202 324	5,99
10. Hannover	209 116	174 455	19,87
11. Düsseldorf	175 861	144 642	21,60
12. Königsberg	171 640	161 666	6,17
13. Nürnberg	160 962	142 590	12,71
14. Chemnitz	160 243	145 352	10,25
15. Stuttgart	157 700	139 817	12,79
16. Altona	148 811	143 249	3,88
17. Bremen	141 937	125 684	12,92
18. Stettin	140 277	116 228	20,60
19. Elberfeld	139 569	125 899	10,86
20. Straßburg	135 313	123 500	9,36
21. Charlottenburg	132 446	76 889	72,36
22. Barmen	126 502	116 144	8,92
23. Danzig	125 700	120 338	4,45
24. Halle	116 207	101 452	14,54
25. Braunschweig	114 686	101 047	13,49
26. Dortmund	111 276	89 663	24,40
27. Krefeld	107 266	105 376	1,79

Ein amüsantes, gar nicht unberechtigtes Urtheil soll das Danabrücker königliche Amtsgericht bei der Zurückweisung einer Klage abgegeben haben. Der Produktenhändler Wilhelm Hesse in Danabrück hatte den Polizeibureauassistenten Göstling wegen Beleidigung verklagt; die Klage wurde unter folgender Begründung zurückgewiesen: „Der Kläger scheint beeinflusst zu sein von der Krankheit der modernen Zeit — daß er für seinen Stand eine schönere Bezeichnung begehrt, als sie im täglichen Leben üblich ist. Deutsutage will der Schneider kein Schneider mehr sein, sondern ein Kleidermacher — und der Schuster kein Schuster, sondern ein Stiefelfabrikant. Ebenso will der Kneipwirth ein Restaurateur sein, und der Drochfengaul ein Hoff! — Trotzdem läßt sich aber die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß seit Menschengedenken Jemand, der Lumpen, Kerzen und anderes Gerümpel sammelt, um damit zu handeln — als Lumpensammler bezeichnet wird, — und so wird es auch bleiben!“

Vom Büchertisch.

Die Aufbahrung der Märzgefallenen vor dem Deutschen Dome in Berlin 1848, ein unvollendetes, nach der Natur gemaltes Bild von Adolph Menzel's bildet einen überaus werthvollen Beitrag zu der Extranummer, welche die „Moderne Kunst“ (Verlag von Rich. Bong, Berlin, a Hest 60 Pf.) dem achtzigjährigen Altmeister widmet. Das Bild wird hier zum ersten Male veröffentlicht und reißt sich durch Gegenstand und Behandlung gleich bedeutend als wichtiges Glied den Werken Adolph Menzel's ein. Ebenso interessant ist ein Bismarck-Brief des Meisters, in dem er schlicht bescheiden die Angabe ablehnt, als habe er je mit dem „Giganten“ in intemem Verkehr gestanden. Er schließt mit den schönen Worten: „Ehre seinem Burgfrieden!“ Eine besonders willkommene Gabe ist ein Gedicht von Ernst von Wildenbruch. Zwei Näthel nennt er seine formvollendete Schöpfung, die zwei prächtige Handzeichnungen Menzel's erklärend begleitet. Unter den hervorragendsten Werken des Meisters ist für die „Moderne Kunst“ eine glänzende Auswahl getroffen. In einem längeren Essay theilt H. Bollmar interessante Einzelheiten aus dem Leben A. Menzel's mit und läßt seinen Werken eine eingehende Würdigung zu Theil werden.